

Überlebende erinnern sich

Ein russischer Kriegsveteran und eine Zwangsarbeiterin erzählen

VON HARALD BISKUP

Stalingrader Zeitzeugen, die die Bombardierung ihrer Stadt durch die deutsche Luftwaffe im August 1942 und das Ende der Schlacht Anfang Februar 1943 überlebt haben – wie haben

sie die dramatischen Ereignisse vor 70 Jahren in Erinnerung? Sowjetische Stalingrad-Kämpfer genießen weiterhin hohes Ansehen, wenn sie sich bei öffentlichen Auftritten zu Heldentum und Patriotismus bekennen und in Schulen von ihren Kriegserlebnissen berichten.

Bis heute im Schatten stehen dagegen einstige Zwangsarbeiter, die nach Deutschland verschleppt wurden, wo sie für die Rüstungsindustrie schufteten mussten. Bis zum Ende der Sowjetunion waren sie jahrzehntlang verfeimt. Nicht nur gläubigen Kommunisten gelten sie

bis heute als Vaterlandsverräter. Der „Kölner Stadt-Anzeiger“ hat in Wolgograd, dem ehemaligen Stalingrad, einen Veteran der Roten Armee und eine Zwangsarbeiterin getroffen, die für eine Munitionsfabrik bei Berlin Sklavendienste leistete.

„Irgendwie sind wir noch heil nach Hause gekommen“

Würde er Medaillen und Auszeichnungen mitbringen, würde er noch mal in seine alte Uniform der Roten Armee schlüpfen und würden vielleicht an seiner Brust Orden klimpern? Viktor Perschin ist zu unserem Treffen in der Cafeteria des „Panorama-Museums“, das mit seinem gigantischen Gelände-Relief der Schlacht von Stalingrad eine sehr geeignete Kulisse für das Gespräch abgibt, in Hemd und Pulli gekommen. „Ich bin doch Zivilist“, sagt er lächelnd. Ein drahtig wirkender 85-Jähriger, der lange Zeit Vorsitzender der Veteranen-Vereinigung im Wolgo-

grader Stadtbezirk „Traktorenwerk“ gewesen ist. Vielleicht 700 überlebende Stalingrad-Kämpfer sind noch registriert, doch die wenigsten können sich noch aufraffen, bei den regelmäßigen Versammlungen zu erscheinen.

Manchmal legt Viktor Perschin die Ehrungen noch an, wenn die auch in Putins Russland hoch geachteten Teilnehmer des „Großen Vaterländischen Krieges“ sich öffentlich in der Stadt präsentieren, die seit 1961 ihren heutigen Namen trägt. Das nächste Mal gewiss am 2. Februar, wenn des Sieges über die eingekesselten Deutschen vor 70 Jahren gedacht wird. Vor ein paar Monaten, am 23. August, einem der schwärzesten Tage in der Kriegsgeschichte der Stadt, hat er zusammen mit einer Gruppe früherer Offiziere an der offiziellen Kranzniederlegung am Obelisk in der Innenstadt teilgenommen. Am 23. August 1942, einem heißen Sonntag, hatten die deutschen Luftangriffe auf Stalingrad begon-

nen. 600 Maschinen warfen ihre tödliche Fracht ab. Jede Minute fielen 40 Bomben auf die Stadt, 4000 pro Quadratkilometer. Sie brachten an einem einzigen Tag 40000 Menschen den Tod. Stalin hatte sich bis zu dem verheerenden Angriff geweigert, die Bevölkerung zu evakuieren.

Viktor Perschin war 15, als Hitlers Wehrmacht seine Heimatstadt in Schutt und Asche legte. Er zeigt hinüber zum anderen Wolga-Ufer. „Meine Mutter hatte mich mit meinem jüngeren Bruder zum Angeln geschickt. Gegen zwei Uhr mittags waren die ersten deutschen Flugzeuge über uns, und die ersten Bomben fielen. Irgendwie kamen wir noch heil nach Hause. Mutter hatte sich ängstlich und kraftlos im Keller verkrochen, aber das war viel zu unsicher, und wir zogen sie in einen vorbereiteten Unterstand.“ Mit einer Pralinschachtel deutet er an, wie ein Gebäude nebenan zusammenfiel wie ein Kartenhaus. Seine Erinnerungen sind auch deswegen so präsent, weil der ehemalige Geschichtslehrer und dekorierte Veteran regelmäßig in Wolgograd Schulen zu Gast ist. Er sagt, es sei sein Vermächtnis, „das heroische Erbe“ an die junge Generation weiterzugeben. Betrachtet er die gefallenen Verteidiger von Stalingrad als Helden? „Ganz sicher, sie haben fürs Heimatland gekämpft und ihr Leben geopfert.“

Wie viele Jungen seines Alters war Viktor 1942/43 im Arbeitseinsatz, um die Verteidigungslinien rings um Stalingrad zu befestigen. Nachts war er eingeteilt, um nachrückenden ortsunkundigen Ar-

mee-Einheiten die Orientierung zu erleichtern. „Als Stadtführer gewissermaßen.“ Galgenhumor. Ob er nicht Angst hatte, bei den nächtlichen Erkundungen in die Hände der Deutschen zu fallen, denn es tobte ein erbitterter Häuserkampf. „Ich habe diesen Gedanken verdrängt“, erzählt er, „sonst hätte ich nicht durchgehalten.“ Als blutjunger Soldat folgte er nach der Wende durch die Stalingrader Schlacht dem Vormarsch der Roten Armee gen Westen.

Das Kriegsende, „die Befreiung“, sagt Viktor Perschin aus

tiefer Überzeugung, erlebte er in Mecklenburg. Und so kam es, dass er in der Sowjetzone blieb und später nochmals als Militärberater in die DDR zurückkehrte. Wie lange hat es gebraucht, um seinen Hass auf die Deutschen zu überwinden? „Unser Feind war der Faschismus, nicht Deutschland“, sagt er. Und: Hassgefühle seien ihm eigentlich immer fremd gewesen. Sonst wäre er vermutlich nicht vor Jahren mit in Wolgograds Partnerstadt Köln gereist und hätte nicht in einer Tabakdose ein paar Löffel Wolgograd-erde mitgenommen.



Viktor Perschin

BILDER: R. KISYMA

STALINGRAD

„Die Stadt war rot vor Feuer, sogar die Wolga brannte“

Bescheiden seien sie, „total anspruchslos“, sie bäten um nichts und erst recht stellten sie keine Forderungen, hatte Elena Schatokhina vom Mobilien Hilfsdienst im Auto erzählt: Zwangsarbeiterinnen, die ihre Verschleppung „ins Reich“, Fronarbeit, Hunger, Krankheit und die ständige Angst, wegen kleinster Verfehlungen oder auch vollkommen grundlos erschossen zu werden, überlebt haben.

Vor 70 Jahren sind Tausende junge Frauen und Mädchen, halbe Kinder noch, von den Deutschen aus Stalingrad deportiert worden, um entweder, gefangen gehalten in „Ostarbeiter“-Lagern, für die Wehrmacht selbst zu schufteten oder für Rüstungsbetriebe. Eigentlich seien die ehemaligen Zwangsarbeiter das genaue Gegenstück zu den Veteranen – sie genossen keine Privilegien, seien lange verfeimt gewesen und redeten bis heute nicht über ihr Schicksal, hatte die Sozialbetreuerin noch gesagt, bevor wir vor der Wohnung von Kainowa Alexandra Tropkimowna im ersten Stock eines einfachen Wohnblocks stehen, der dringend saniert werden müsste.

Es gibt Menschen, denen ist die Güte ins Gesicht geschrieben. Kainowa empfängt den Besuch aus Deutschland mit einer herzlichen Umarmung. Und mit Dank, dass eine alte Frau im ehemaligen Stalingrad unsere Aufmerksamkeit findet. Trotz ihrer extrem bescheidenen Rente hat sie den Couchtisch für ein üppiges Frühstück gedeckt: Kuchen, Brot, Tomaten, frisches Obst. Über dem Sofa hängt ein gobelinartiger Teppich, der die Kälte abweisen soll. Es gebe zahllose Familien, hatte Elena auf der Fahrt berichtet, in denen die Jahre „im Ausland“ einfach ausgeblendet würden. Ein Leben lang bis ins hohe Alter hat Kainowa über ihre furchtbaren Erlebnisse geschwiegen, aus Scham vor allem. Verwandte und Nachbarn ahnen bis heute nichts davon. Nicht nur Anhängern des alten Regimes gelten sie noch immer als Verräter. Bloß die damals volljährigen Zwangsarbeiter hat man mittler-

weile rehabilitiert. Kainowa war 17 und in der Schlosserei der „Barrikadenfabrik“ beschäftigt, die vor allem Artilleriegeschütze produzierte, als sie mit ihrer Stiefmutter und der älteren Schwester Anfang Oktober 1942 in Eisenbahnwaggons Richtung Moskau–Warschau–Frankfurt/Oder verfrachtet wurde. Ihr Vater war bei dem

„Marsch, marsch, marsch!, trieben sie die Aufseher im Lager zur Eile an

furchtbaren Bombenangriff am 23. August umgekommen. „Die ganze Stadt war rot vor Feuer, sogar die Wolga brannte“, schildert die 87-Jährige mit den wachen freundlichen Augen ihre Erinnerungen. Weil sie eher schwächlich war, kam sie nicht zu Bauern, sondern wurde für das Lager Töpchin bei Berlin bestimmt. Immer wieder mischen sich in ihre gestenreichen Erzählungen ein paar deutsche Brocken. „Marsch, marsch, marsch!“, hätten die Aufseher sie zur Eile angetrieben. An den Kommandanten hat sie sogar eine positive Erinnerung. „Komm mit“, befahl er Kainowa und ging mit ihr zur Lagerküche. Sie wies er an, die Russin aufzupäppeln. Ihm war aufgefallen, dass die junge Frau durch die Sklavenarbeit – schwere Lasten schleppen, die für die nahe Heeresmunitionsanstalt Nr. 6 bestimmt waren – weiter abgemagert war. Einmal habe ein wohlmeinendes deutsches Paar einen Sack Kartoffeln durch ein Loch im Lagerzaun geschmuggelt. „Wahrscheinlich Kommunisten“, schmunzelt sie. Die zweieinhalb Jahre Zwangsarbeit erschienen endlos, „und immer diese Angst“. Urplötzlich fielen ihr ein paar Gedichtzeilen ein. Sie kann sie auswendig deklamieren, aber was sie bedeuten, hat sie vergessen: „365 Morgen die gleichen Sorgen./365 Tage die gleiche Plage./365 Nächte, aus denen man nicht erwachen möchte“. Im Grunde ihr Lebensmotto, denn nach der Rückkehr ins zerstörte Stalingrad blieb ihr als „Verräterin“ jahrzehnte nichts anderes übrig, als sich mit harter Arbeit, dem Fällen von Bäumen etwa, ein paar Rubel zu verdienen, um zu überleben. „Nehmt noch ein paar Äpfel mit“, sagt sie zum Abschied. Und lächelt.



Kainowa Alexandra Tropkimowna

SWING DANCE ORCHESTRA
„BENNY GOODMAN'S CONCERT AT THE CARNEGIE HALL“
MO, 21.01.2013 - 20 UHR - KÖLNER PHILHARMONIE

HANS LIBERGS
„Symphonie Libergique“
DI, 14.05.2013 - 20H
KÖLNER PHILHARMONIE

Tickets erhalten Sie an allen bekannten VVK-Stellen, unter www.koelnticket.de sowie unter der Hotline 0221 - 28 02

Weitere Informationen auf www.Hanseatische-Konzertdirektion.de